



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weiteres zur Sozialistendebatte. Da hätten wir ihn denn erlebt, den „Zusammenschluß aller staatsserhaltenden Parteien,“ vollständiger, inniger, imposanter, als ihn je ein staatsfrommes Gemüt zu träumen gewagt hätte! Das großartigste an Unwahrhaftigkeit hat dabei wohl der Zentrumsabgeordnete Bachem geleistet, der doch gewiß die katholische Litteratur kennt und weiß, daß die sozialpolitischen Autoritäten seiner Kirche vom Bischof Ketteler angefangen bis auf den Dominikanerbruder Albert Maria Weiß (dessen ausgezeichnetes Werk „Soziale Frage und soziale Ordnung“ vom Jahre erschienen ist) in der Beurteilung der bestehenden Gesellschaftsverfassung mit den Sozialdemokraten einig sind, zum Teil bis auf die kleinsten einzelnen Punkte mit ihnen einig sind. Solche Punkte, deren einige auch von Anhängern der übrigen Parteien unter vier Augen zugestanden werden, hätten nun zur Grundlage einer fruchtbaren Erörterung der wirtschaftlichen Lage gemacht werden können. Einer der Reichsboten hätte etwa folgendermaßen sprechen können: „Meine Herren, ein Alp lastet auf unserm Volke. Niemand ist mehr zufrieden. Daß es die Leute nicht sind, die nichts zu essen haben, wäre nun nicht weiter zu verwundern, aber daß deren Zahl so groß ist, fordert doch zum Nachdenken heraus. Und wie kommt es, daß ein ganzer brandenburgischer Wahlkreis plötzlich toll wird und unter Führung seiner Landräte und Pastoren einen anrühigen Menschen wählt, der soeben wegen Beleidigung verurteilt worden ist und beinahe wegen Landesverrats in Anklagezustand versetzt worden wäre? Wie kommt es, daß ein großer Gutspächter in der Kreuzzeitung einen Aufruf erläßt, worin es heißt: wir müssen samt und sonders unter die Sozialdemokraten gehen? Wie kommt es, daß sich der Eisenbahnminister aufs Sparen verlegen muß, daß alle Handelskammern über elenden Absatz jammern, daß sich die Großindustriellen nur noch mit Syndikaten zu helfen wissen, daß das Handwerk seinen Untergang beklagt, und die hohen Häuser des Landtags und Reichstags sehr häufig einem mit Klageweibern gefüllten orientalischen Trauerhause gleichen? Geschieht das alles bloß zum Zeitvertreib, dann soll doch gleich der Staatsanwalt mit dem Unfugparagraphen dreinfahren; steckt aber Ernst dahinter, dann würden wir doch besser thun, der Sache einmal auf den Grund zu gehn. Wie kommt es, daß unsre Handelsbilanz von Jahr zu Jahr negativer wird, und daß überhaupt bloß noch alles wächst, was negativ ist, namentlich die Bankerotte, die Verbrechen, die Prostitution, die Staats- und Reichsschulden? Lassen wir einmal die Iox Heinze, die leges Adermann und sonstigen unnützen Zeitvertreib liegen, und beschäftigen wir uns mit diesem Gegenstande, bei dem es sich um Sein und Nichtsein unsers Volkes handelt! Ergründen wir die gemeinsamen Ursachen jener Erscheinungen! Oder vielmehr, da sie nicht ergründet zu werden brauchen — sie liegen so offen zu Tage, daß sie ein Blinder sieht — seien wir endlich einmal so ehrlich, sie einzugestehen, weil es ohne offene Anerkennung der Ursachen des Übels keine Möglichkeit der Heilung giebt!“ So ungefähr würde ein verständiger, ehrlicher, von Vaterlandsliebe erfüllter Abgeordneter gesprochen haben, wenn sich einer in der hohen Versammlung befunden hätte.

Statt dessen haben sich die Herren Reichsboten das kindliche Vergnügen gemacht, den Sozialdemokraten die Pistole auf die Brust zu setzen mit dem Rufe:

Nun heraus mit euerm Zukunftsstaat! Obwohl, wie Bebel richtig bemerkt, keiner der „staatserkhaltenden“ Herren, wenn er darum gefragt würde, anzugeben vermöchte, wie unser jetziger Staat nach zehn, ja nach fünf Jahren aussehen wird. Nur daß er anders aussehen wird als heute, steht ziemlich fest. Denn daß Europa die Spannung seiner Kriegsbereitschaft, die durch jede weitere Vermehrung des Militärs erhöht wird, noch zehn Jahre zu ertragen vermöchte, glaubt doch kein Mensch, und wie sich nach der Revision der Landkarte, die der große Krieg zur Folge haben wird, die innern Angelegenheiten der Staaten gestalten werden, das kann niemand voraussehen. Aber die Herren mußten zu dieser Verlegenheitsauskunft greifen, weil sie ihre Gründe haben, die Debatte über Sein und Nichtsein unsers Volks um jeden Preis zu vermeiden. Und wie denn Heuchelei, Lüge und Feigheit die Hauptcharakterzüge des modernen öffentlichen Lebens sind, so traten sie auch in jeder Einzelheit der großen Sozialistendebatte hervor.

So z. B. waren die Redner aller Parteien einmütig im Preise der Sparsamkeit und erhoben wiederum die alte Anklage gegen die Sozialdemokratie, daß sie diese wichtigste und Grundtugend den Arbeitern verleide. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Sparens, das unter Umständen eine individuelle Tugend, als allgemeine Gewohnheit aber der Tod der Industrie und in keinem Falle die Quelle des Volksvermögens ist, haben wir so oft, so ausführlich und so deutlich auseinandergesetzt, daß es eine Beleidigung für die Grenzbotenleser wäre, wenn wir die alte Vitanei noch einmal ableiern wollten. Daher heute nur eine kurze Bemerkung. Es giebt unter allen Landwirten, Kaufleuten und Großindustriellen Deutschlands kaum einen, der nicht bei dem Gedanken, das Volk könnte der Einladung zur Sparsamkeit folgen, bis ins Mark der Knochen erbebe. Wenn sich der gemeine Mann das Bier- und Schnapstrinken und das Tabakrauchen abgewöhnt, so bedeutet das nicht allein den Bankerott unsrer Reichsfinanzen, sondern auch den Ruin der Landwirtschaft, nicht der alten gesunden Landwirtschaft, sondern der von den Agrariern unter Beihilfe des Staates mit Schutzzöllen und Steuerbegünstigungen großgezogenen modernen. Wenn die Burschen, Mädchen und Frauen aus dem Volke auf Putz und Glitterklam verzichteten und statt jährlich drei bis vier Saisonanzüge anzuschaffen sich mit Kleidern aus derber Hausleinwand und derbem Tuch ausstatteten, die viele Jahre lang halten, so müßten ein paar tausend Firmen ihre Fabriken und Geschäfte schließen, und die Zahl der Arbeitslosen würde plötzlich zu so ungeheurer Größe anschwellen, daß keine Regierung und kein Parlament die Arbeitslosigkeit zu leugnen vermöchte. Wir haben seiner Zeit dargelegt, wie das Sparen an schädlichem und überflüssigem Luxus nur dann durchgeführt werden könnte, wenn zugleich Zug um Zug die Ausgaben der kleinen Leute auf notwendige und nützliche Dinge stiegen, sodaß die Produktion nicht ins Stocken geriete, sondern nur aus schädlichen in nützliche Industrien übergeleitet würde. Allein um dies ermöglichen zu können, müßten alle Arbeitslöhne verdoppelt und verdreifacht werden; denn reine Luft, Licht und Sonnenschein, ein behagliches Heim samt Garten, kräftige Nahrung aus Fleisch, gutem Brot, Milch und Eiern sind heutzutage bei uns viel teurer als Kneipendunst, Tabakqualm, Fusel und Glitterstaat. Ja man würde den Arbeitern, wenn sie den Umbildungsprozeß in die Hand nehmen wollten, gar nicht gestatten, ihn einzuleiten. Vor einiger Zeit machte folgende Anekdote die Runde durch die Zeitungen. Konsistorialrat Wichern besucht einen schlesischen Großgrundbesitzer. Dieser zeigt ihm seine prächtigen Ställe. Wie sie zu den Arbeiterwohnungen kommen, sagt er: „Hier kann ich Sie nicht hinaufführen, die Arbeiter wohnen bedeutend schlechter als meine Schweine.“ Und auf

die Bemerkung des Konsistorialrats, das müßte geändert werden: „Das kann nicht geändert werden, sonst würden alle schlesischen Arbeiter rebellisch.“ Die Arbeiter müssen also beim Fusel und in einer „schweineunwürdigen“ Wohnung festgehalten werden! Nur einige wenige Unternehmer giebt es, die ihre eignen Arbeiter ohne Heuchelei zur Sparsamkeit ermahnen können, weil sie nicht vom Massenkonsum abhängen, sondern den Staat zum Abnehmer haben; Kanonen und Eisenbahnschienen kauft der Fabrikarbeiter oder die Dienstmagd freilich nicht.

So liegt die Sache mit dem Sparen. Nun sind zwei Fälle möglich. Entweder die Herren Reichsboten vermögen diesen einfachen Zusammenhang nicht zu begreifen, dann ist es ein entsetzliches Unglück, daß das Schicksal des deutschen Volks in ihren Händen liegt. Oder sie begreifen ihn zwar, wollen ihn aber nicht verraten und die wirtschaftlichen und sozialen Nöte des Volks ohne dessen Wissen und Zuthun im Geheimen kurieren, dann sind sie nicht viel klüger. Denn die Insel Cypern annektieren oder sonst einen Diplomatenstreich ausführen, das kann man allerdings hinter den Kulissen, und je besser das Geheimnis gewahrt wird, desto leichter geht es. Aber die Gütererzeugung und den Verbrauch leiten oder umwidmen, etwa den Leuten das Branntweintrinken abgewöhnen und das Häuserbauen angewöhnen und die Rittergutsbesitzer des ostelbischen Preußens zu einer entsprechenden Änderung ihres Wirtschaftsbetriebes bewegen, das kann man nicht hinter dem Rücken der Beteiligten mit Aktenstücken, die „in den Tiefen der Archive schlummern.“

Der lachende Reichstag. In der großen Verhandlung über die Sozialdemokratie und ihre Ziele, die sich sonderbarerweise an die Beratung über den Punkt: Reichsamt des Innern, Gehalt des Staatssekretärs anschloß, ist viel gelacht worden. Die ganze Skala des parlamentarischen Lachmessers ist durchlaufen worden, der Zeiger wies oft auf Heiterkeit, oft auf große Heiterkeit, und aus der großen wurde zuweilen sogar lebhaftere, selbst stürmische Heiterkeit, ja es kam bis zu dem höchst seltenen Grade der andauernden stürmischen Heiterkeit. Wenn also die Sozialdemokratie durch Reden und Lachen ausgerottet werden könnte, so wäre es jetzt um sie geschehen.

Trotzdem sind wohl alle Zeitungen der verschiedenen Parteien, trotzdem ist wohl so gut wie alle Welt darüber einig, daß die Sozialdemokratie durchaus nicht vernichtet ist. Es ist schon viel, wenn einige die leise Hoffnung zu äußern wagen, daß die Partei Nachteil erlitten habe, und daß eine Anzahl von Anhängern von ihr abfallen werde. Andre versprechen sich von der großen Redeschlacht gar keinen Nutzen, besonders wenn man ihn nach Stimmen bei der nächsten Reichstagswahl bemessen wollte. Herr von Stumm sprach es kurz nachher von derselben Tribüne, von der Herr Eugen Richter eben noch die Sozialdemokratie so gründlich abgeführt hatte, gelassen aus, daß er nicht zu denen gehöre, die die Sozialdemokratie durch die letzte Debatte vernichtet glauben; wenn zuerst Herr Richter, meint er, die Sozialdemokratie vernichtet und darauf Herr Hirsch solche Reden hält, dann sollten wir uns doch lieber solche Debatten schenken. Die Sozialdemokraten aber gestehen keineswegs zu, daß sie eine Niederlage erlitten haben, sie rechnen sogar auf einen erneuten Zuwachs ihrer Gefolgschaft, sie gehn so weit, in der Verhandlung eine „kolossale Dummheit“ zu erblicken!

Wer Recht hat, das wird die Zukunft entscheiden. Soviel ist gewiß, daß Richters gedruckte „Zukunftsbilder“ bis jetzt der Sozialdemokratie keinen sichtlichen Abbruch gethan haben. Es ist also recht zweifelhaft, ob die gesprochenen witzigen

Worte eine größere Wirkung ausüben werden. Man hört oft die Meinung aussprechen, solche Mißerfolge lägen daran, daß gegnerische Schriften und Worte gar nicht bis an das Ohr der Genossen drängen, da sich die Sozialdemokratie alle Mühe gebe, ihre Verbreitung in den Arbeiterkreisen zu verhüten. Nun, die Sozialdemokratie wird natürlich nichts dazu thun, ihren Gegnern die Last und die Kosten der Propaganda abzunehmen, aber im übrigen ist diese Meinung durchaus irrig. Der Vorwärts hat, wie immer, die Reden der Redner aller Parteien verhältnismäßig ausführlich abgedruckt, er hat es sogar nicht unterlassen, gewissenhaft die Zusätze „Heiterkeit“ und „Stürmische Heiterkeit“ wiederzugeben. Es scheint also, als ob sich die Sozialdemokraten nicht davor fürchteten, ausgelacht zu werden.

Wie oft schon sind die Sozialdemokraten von wißbegierigen Leuten nach dem Zukunftsstaate gefragt worden, ohne daß ihnen ihre Weigerung, nähere Auskunft darüber zu geben, das geringste geschadet hätte! Hat man Gründe, anzunehmen, daß ihnen die Frage gegenwärtig besonders unbequem sei? Die Antwort, die sie immer geben, haben sie auch diesmal gegeben, sie haben nämlich mit der Gegenfrage geantwortet: Wie ist denn der heutige Staat, der Gegenwartsstaat beschaffen? worauf man ihnen auch keine nähere Auskunft erteilt hat. Und doch sollte man sich nicht darüber täuschen, daß — leider! — gerade diese Retourkutsche völlig genügt, der Sozialdemokratie alle ihre Parteigenossen zu erhalten. Denn die Unzufriedenheit, sei sie berechtigt oder nicht, mit den heutigen Zuständen ist thatsächlich vorhanden, keineswegs bloß unter den Sozialdemokraten, nur daß diese den meisten Gewinn daraus ziehen. Der Braunschweiger Volksfreund schreibt kalt-lächelnd: „Thatsache ist, daß sich Millionen in der kapitalistischen Gesellschaft unzufriedener denn je fühlen, daß diese Millionen und mit ihnen die Unzufriedenheit wachsen, und diese Thatsache allein schon genügt, die Sozialdemokratie zu legitimieren.“

Umsomehr muß man sich über die Einmütigkeit wundern, womit alle Parteien, auch die konservativen, Herrn Eugen Richter Beifall geklatscht haben, womit sie seine Methode, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, an der er keinen berechtigten Kern anerkennen will, bejubelt haben. Wir erlauben uns sehr zu bezweifeln, daß Richters Art des geistigen Kampfes die richtige sei. Wenn sie es auch nicht beabsichtigt, so verbreitert doch diese Kampfweise die Kluft zwischen den uneinigen Massen der Gesellschaft, sie vermehrt den Klassenhaß, anstatt zu versöhnen. Die guten Wirkungen der kaiserlichen Sozialreform werden wieder zu nichte gemacht. Durch die augenblickliche Stimmung hätte man sich nicht verleiten lassen sollen, auf den Zwischenruf Bebels: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ mit „andauernder stürmischer Heiterkeit und Bewegung“ zu erwidern. Dies kann nur den Haß zwischen Arbeit und Kapital, den freilich schon der Zwischenruf selbst verrät, erhöhen. Erbitterung wird die Folge sein. Oder glaubt man, daß die Sozialdemokratie dergleichen bei ihrer Agitation nicht „zielbewußt“ ausnutzen werde? Wer das glaubt, der kennt sie wahrhaftig nicht.

Im Reichstage scheint man übrigens oft bei Gelegenheiten zu lachen, wo es zweifelhaft ist, ob es nicht besser wäre, nicht zu lachen. Im Vorwärts vom 9. Februar steht zu lesen, daß, wenn Ahlwardt aufgerufen wird, die Linke, bloß die Linke lacht. Es ist wohl anzunehmen, daß dies Gelächter weniger der genannten Person als dem Antisemitismus gilt. Ob der sich leichter totlachen läßt, als die Sozialdemokratie, lassen wir dahingestellt. In demselben Blatte heißt es: „Jede namentliche Abstimmung des Reichstags bringt einen stereotypen und elementaren Heiterkeitsausbruch. Und zwar bei Aufrufung des Namens: Fürst von Bis-

marck. Sehr schmeichelhaft ist das für einen Säkularmenschen nicht. Und bezeichnenderweise wird auf der Rechten noch lauter und respektwidriger gelacht, als auf der Linken.“ Da wir in der That nicht wissen, was wir dazu sagen sollen, so schweigen wir, lachen aber nicht.

Historikerdeutsch. In einem Aufsatz der Deutschen Revue ist vor kurzem wieder einmal beiläufig die Fabel aufgewärmt worden, die Kaiserin Katharina von Rußland sei eine Tochter Friedrichs des Großen gewesen. Dieser abgeschmackten Fabel geht Sybel in dem neuesten Hefte der Historischen Zeitschrift zu leibe, und zwar so siegreich und überzeugend, daß man sie wohl damit als endgiltig beseitigt ansehen darf. Leicht macht es einem Sybel freilich nicht, seiner Beweisführung zu folgen. Der eine Satz seiner Darstellung, auf den, wenn auch nicht alles, so doch sehr viel oder das meiste ankommt, ist in Folge der Unbeholfenheit des Ausdrucks von einer so ungewöhnlichen Unklarheit, daß wir es uns nicht versagen können, ihn hier vor unsern Lesern zu zergliedern.

Die Hauptquelle für die angeführte Fabel ist folgende Stelle aus einer *Correspondance politique et anecdotique* über die Jahre 1780 bis 1789: „Man weiß, daß diese Monarchin für die Tochter des Königs von Preußen gilt. Als dieser vom Berliner Hofe entflohen, ging er an den Hof der Fürstin von Anhalt und befand sich dort genau neun Monate vor der Geburt der nordischen Semiramis!“ Hierzu bemerkt Sybel: „Hat der Brieffschreiber den berühmten Fluchtversuch Friedrichs im Sinne, so ist weltbekannt, daß derselbe (!) nicht nach Anhalt ging, und nicht ein Jahr vor Katharinas Geburt, sondern ein Jahr nach derselben (!) stattfand. Geht aber die Meinung des Schreibers auf einen gelungenen heimlichen Auszug Friedrichs aus Wusterhausen im Jahre 1728, so steht dem die Thatsache entgegen, daß [nun aufgepaßt!] die Fürstin, welche damals in Anhalt-Zerbst Hof hielt, nicht Katharinas Mutter war, sondern die Gemahlin des regierenden Fürsten, während Johanna Elisabeth, die Frau eines Veters jüngerer Linie, der als preußischer Offizier in Stettin seine Garnison hatte, dort in schmalen Verhältnissen lebte.“

Man kann wohl getrost einen Preis von 1000 Mark drauf setzen, wenn jemand diesen Satz aufs erste mal versteht. Also die Fürstin, die damals in Anhalt-Zerbst Hof hielt, war nicht Katharinas Mutter, sondern sie war die Gemahlin des regierenden Fürsten. Denn jeder Leser muß doch zunächst annehmen, das Subjekt des Satzes sei Fürstin, das Prädikat Gemahlin, ein zweites Prädikat Mutter. Dann entsteht aber offener Unsinn. Den Sinn des Satzes enträtselt man erst, wenn man endlich dahinter kommt, daß Fürstin das Prädikat des Satzes ist, Mutter und Gemahlin aber die Subjekte sind. Nun aber Johanna Elisabeth! Wer war denn das? War das noch eine dritte Person? Nein, das war eben Katharinas Mutter. Das muß man sich von drei Seiten vorher, wo sie einmal mit ihrem Namen genannt worden ist, gemerkt haben. Aber worauf bezieht sich nun das „dort“? Auf Anhalt-Zerbst oder auf Stettin? Dem ganzen Satzbau nach kann es sich nur auf Anhalt-Zerbst beziehen; denn nach dem ganzen Satzbau ruht kein Ton auf „dort“, der Ton ruht vielmehr auf den Worten „in schmalen Verhältnissen.“ Der Ton soll aber auf „dort“ ruhen, auf das „dort“ kommt alles an, und das „dort“ soll sich auf — Stettin beziehen! Es liegt also hier der Schnitzer vor, daß das Hauptsinnswort statt in den Hauptsatz in einen Nebensatz gebracht und im Hauptsatz durch ein tonloses Surrogat, hier ein Adverbium, ersetzt worden ist.

Der ganze, überaus unbeholfne Satz würde sofort verständlich werden, wenn er so lautete: „Dem steht die Thatsache entgegen, daß nicht Katharinas Mutter die Fürstin war, die damals in Anhalt-Zerbst Hof hielt, sondern die Gemahlin des regierenden Fürsten. Katharinas Mutter aber, Johanna Elisabeth, war mit einem Vetter des Fürsten von Anhalt-Zerbst vermählt und lebte in Stettin, wo ihr Gemahl als preußischer Offizier seine Garnison hatte.“

Auch sonst ist dieser Aussatz Sybels gerade keine sprachliche Musterleistung. An einer Stelle heißt es, Eugenheim sei ein Historiker, „der nach sittlicher Entrüstung über das verderbte Treiben der politischen Welt mit unermüdlichem Eifer die Beispiele dieser Nichtswürdigkeit aus allen Winkeln zusammengesucht“ habe. An einer andern Stelle: „Sollen wir es für wahrscheinlich halten, daß Friedrich mehrere Tage lang hätte verschwinden können, denn soviel wäre doch nötig gewesen, und mit einer fernen Prinzessin ein Liebesverhältnis anzuknüpfen, Erzeuger ihres Kindes zu werden, und dann unbemerkt sich wieder in Wusterhausen einzuschleichen?“ An der ersten Stelle muß es statt nach unbedingt aus heißen, an der zweiten muß entweder das und getilgt werden oder das dreifache zu. Sybel schreibt auch „selbstredend“ (!), „einen Beweis erbringen“, „Katharina ist geboren“ (statt: war geboren), „allerdings aber,“ „Anfangs 1762“ (statt: Anfang 1762), „am folgenden Tage, dem 10. Juli“ u. s. w. — lauter ganz gewöhnliche Zeitungsschnitzer, und der Ansitze, alle sogenannten Hilfszeitwörter wegzuworfen und es der Gefälligkeit des Lesers zu überlassen, ob er sich die Gegenwart oder die Vergangenheit, den Indikativ oder den Konjunktiv ergänzen will, ist er rettungslos verfallen. Diese eingebildete Stilschönheit teilt er freilich mit Ranke, Maurenbrecher u. a.

Das Ende der Waguerei. Vor einigen Tagen wurden die Leipziger zur Abwechslung wieder einmal durch die Götterdämmerung beglückt. Ein Musikschreiber jammert darüber in der Tagespresse: „Die Aufführung sollte als ergreifender Hinweis auf die zehnmalige [er meint wohl: zehntmalige!] Wiederkehr jenes Tages aufzufassen sein, welcher der Welt den großen Meister des musikalischen Dramas entriß. Leider wurde diese pietätvolle Absicht nur wenig von Seiten unseres musikalischen Publikums unterstützt. Vielleicht hatte es seine Kunstbegeisterung am vorgestrigen Abend an der wunderbaren Pudelquadrille erschöpft, sodaß für die Götterdämmerung nichts übrig geblieben war. Sei es darum! Wagner wird bei der Teilnam[s]nahms!losigkeit unseres Publikums sicher nicht kleiner, und den Schaden wird nur Leipzigs Ruf als Kunststadt zu tragen haben, wenn es sich herausstellen sollte, daß eine die Schaulust herausfordernde Aufführung mehr Anziehungskraft auszuüben vermöchte, als ernste Kunstwerke. Dann wären allerdings alle Bemühungen um die Hebung des Kunstgeschmacks und zur Erweckung des Interesses an dichterischen Meisterwerken verlorene Liebesmüh!“ Dann folgt noch eine lange Sammerei über die schlechte Aufführung.

Daß es so kommen würde, haben wir in den Grenzboten schon vor zehn Jahren vorausgesagt. Dem musikalischen Publikum Leipzigs Vorwürfe wegen gesunkenen Kunstgeschmacks zu machen, ist entweder eine Albernheit oder eine Frechheit. In denselben Tagen, wo die Götterdämmerung vor halbbleerem Hause aufgeführt wurde, wurde in einem der „Akademischen Konzerte“ in der Alberthalle bei vollem Hause eine Symphonie von Brahms gespielt und erregte solchen Jubel, daß ein Satz wiederholt werden mußte! Auch das haben wir in den Grenzboten schon vor zehn Jahren vorausgesagt.

Die angeblichen Verehrer Wagners bestehen zu neunzig Prozent aus ganz unmusikatischen Leuten, die in ihrem Leben nie ein Lied von Schubert oder Schumann gehört haben, die heute ebenso urteilslos Mascagni nachlaufen, wie gestern Wagner und vorgestern — Meßler. Die übrigen zehn Prozent, die musikalischen, sind entweder verrannte Fanatiker, oder sie leben von der Wagnererei, oder sie sind durch ihre Stellung zur Vorsicht genötigt und dürfen ihre wahre Meinung nicht sagen. Nun hat doch der wirkliche Musiker vollständig genug, wenn er die Götterdämmerung einmal gehört hat. Er sagt sich beim Hinausgehen: Einmal, und nie wieder! Die andern neunzig Prozent aber haben doch die Götterdämmerung gerade genug abgesehen. Öfter als siebenmal oder elfmal kann man es doch selbst dem „begeistertsten Wagnerverehrer“ nicht gut zumuten. Wir kennen Leute, die das wirklich fertig gebracht haben. Es sind natürlich dieselben, die auch siebenmal oder elfmal im Trompeter und in der Cavalleria rusticana gefessen haben. Sollen sie wirklich noch ein achttes oder zwölftes mal hineingehen? Vor lauter „Pietät“?

Das deutsche Publikum ist nun seit Jahren von den Kapellmeistern in so unverständiger Weise mit Wagnerischer Musik überfüttert worden, daß es ein wahres Wunder ist, daß sich der Überdruß nicht schon längst gezeigt hat. Vor allem hat die Militärmusik das Publikum endlos damit geädet. Wenn man Sonntags bei der „Wachparade“ vorbeiging, wo der Ladenjüngling und die Konfektionseuse auf- und abwandeln, was hörte man? Wagner, Wagner, und immer wieder Wagner! Wenn die Regimentsmusik dem Herrn Major oder der Frau Oberstleutnant zum Geburtstag das übliche Morgenständchen brachte — ich habe jahrelang in einem Offiziersviertel gewohnt und kenne diese Ständchen —, was hörte man? Erst einen abgehezten Choralvers, dann aber gewiß gleich die Tannhäuserouvertüre, man denke: früh um halb acht Uhr in frischer Morgenluft die Tannhäuserouvertüre! Was blieb einem weiter übrig als in weitem Bogen drum herumzugehen und still für sich zu denken: Puffet nur zu! Puffet es, so oft ihr könnt! Je öfter ihr puffet, desto eher bekommens die Leute satt! Nun tritt dieser längst voraussehende Augenblick endlich ein, und da jammert man heuchlerisch über Pietätlosigkeit und gesunkenen Kunstgeschmack!

In Wien hat ein gewisser Herr Österlein ein „Wagnermuseum“ zusammengebracht. Er hat wohl gehofft, später einmal ein gutes Geschäft damit zu machen. Nun wird es schon seit Jahren ausgebaut. Anfangs wurden 100 000 Mark dafür gefordert, später ist die Forderung auf 90 000 Mark herabgesetzt worden. Aber es heißt niemand an, weder ein Privatmann, noch eine Gemeinde, noch ein Staat. Neuerdings macht man uns damit gruselig, es sei „Gefahr,“ daß das Museum nach Amerika gehen werde. Einige gutherzige Leute haben den Einfall gehabt, die 90 000 Mark durch 90 Spenden zu je 1000 Mark aufzubringen, und es dann durch Abstimmung einem der Spender — irgend einer Stadtgemeinde — zuzusprechen. Aber die Spender finden sich nicht. Es ist eben — zu spät.

In Leipzig haben die Wagnerfanatiker seit Jahren gebohrt und gedrängelt, es möchte eine Straße nach Wagner benannt werden. Leipzig — hieß es — die Geburtsstadt des „Meisters,“ und keine Wagnerstraße! Da es aber bis jetzt nicht erdrängelt worden ist, so ist wohl nun auch keine Aussicht mehr dazu. Wie jammert unser Musikschriftsteller? „Den Schaden wird nur Leipzigs Ruf als Kunststadt zu tragen haben.“ Schrecklich, schrecklich!

Hochwohlgeboren. Wie sehr die preussischen Gymnasiallehrer seit dem Herbst des verfloffenen Jahres in den Augen des Publikums gewachsen sind, lehrt

folgendes. Ein Kollege des Ostens hat einige Monate vor und kurze Zeit nach der Verleihung des Oberlehrertitels von einer westdeutschen Firma Wein bezogen. Er erhält jetzt die neue Preisliste und zwar in zwei Exemplaren; der eine Briefumschlag hat nur die schlichte Aufschrift: Herrn Dr. N. N., Gymnasiallehrer, Wohlgeboren, der andre dagegen ist an Herrn Dr. N. N., Königl. Gymnasialoberlehrer, Hochwohlgeboren gerichtet. Gott Lob, daß der preussische Gymnasiallehrer endlich die Stufe des Sekondeleutnants erklommen hat! Titel, nicht bloß Kleider machen Leute.

Im engern Kreise bleibt es natürlich beim alten: das Provinzialschulkollegium oder der Direktor wird nach wie vor den Oberlehrer als einen schlechthin wohlgeborenen betrachten; und das ist hübsch, es zeugt von väterlicher Vertraulichkeit. Wie steif geht es dagegen bei den Juristen zu, wo der Oberpräsident u. s. w. den ihm unterstellten Amtsrichter gewöhnlich mit dem förmlichen Hochwohlgeboren beehrt. Doch das ist Nebensache, bleiben wir bei den Philologen. Den Progymnasialdirektoren soll nach den neuen Bestimmungen der persönliche Rang der Räte vierter Klasse verliehen werden (auch einem Teil der Professoren). Die Erfüllung dieser Bestimmung läßt vorläufig noch etwas auf sich warten (ebenso wie die sogenannte Funktionszulage bei vielen Oberlehrern, die der ersten Hälfte angehören). Wie hilft man sich nun inzwischen aus der peinlichen Verlegenheit, einen Progymnasialdirektor zu benennen, der als Direktor eigentlich hochwohlgeboren, zunächst aber nur noch wohlgeboren ist? Höchst einfach. Man bildet einen neuen Begriff und schreibt an die Progymnasialdirektion(!), unter Vermeidung alles Gebornen, was wenigstens ein Vorzug dieser angenehmen Neuerung ist.

Das Ganze ist im einzelnen und im allgemeinen lehrreich. Das hübsche Zöpfchen, daß wir uns besonders seit dem letzten Jahrzehnt wieder mit dem Wohlgeboren und Hochwohlgeboren lustig haben wachsen lassen, kann bald einmal zu ernsthaften Streitigkeiten im Parlament führen. Die bisher nur Wohlgeboren titulierten, aber sich Hochwohlgeboren fühlenden Berufsarten kommen um das ihnen bis jetzt schmählich vorenthaltene Hochwohlgeboren ein. Frackgeschmückte Abgeordnete erscheinen zu feierlicher Audienz beim Herrn Minister Exzellenz — sie drehn sich links, sie drehn sich rechts, der Zopf hängt ihnen hinten.



Schwarzes Bret

Die erste Nummer der „Landwirtschaftlichen Tierzucht“ richtet in ihrer Beilage eine ausführliche und von vielen hervorragenden Vertretern der deutschen Landwirtschaft unterzeichnete Frage an die Regierung, die zugleich eine Mahnung an die deutschen Landwirte sein soll. Die Hauptschäden, an denen unsere Landwirtschaft krankt, werden lebhaft und gut erörtert. Wir wollen hier nur einen Punkt hervorheben, die Klage über den Bureaokratismus und das Juristenunwesen. Gibt denn, heißt es auf der zweiten Seite, das Studium des römischen Rechts allein die Fähigkeit zur Verwaltung, zur richtigen Beurteilung der praktischen Verhältnisse? Wäre es nicht viel besser, man ließe den Referendar oder Assessor eines der Jahre,